

Der Wind heult durch die rostigen Stahlskelette. Zwei Arbeiter waten durch den mehlfine Staub, ständig die ratternden Ketten und Schüttelbänder im Auge. Wer sich als Fremder hier länger aufhält, dem schmerzen hinterher tagelang die Lungen. Mahlend langsam drehen sich die gigantischen Stahlzylinder an den Gerüsten, in denen das Phosphat für den Export gewaschen wird. Überall entlang der Straßen lagern unter freiem Himmel die grünlich-grauen Halben des wertvollen Minerals, aus dem sich Waschpulver, Farbe, Futtermittel und Dünger produzieren lassen. 6000 Quadratkilometer groß ist Tunesiens Phosphatbecken nahe der Grenze zu Algerien. Hier liegen die wichtigsten Bodenschätze des Landes.

„Wir ersticken, wir brauchen neuen Sauerstoff.“ Rihda Labidi hat es sich im Schatten bequem gemacht, mitten in seiner privaten Oase. Sein andalusischer Garten, wie er ihn nennt, hat etwas Unwirkliches. Genauso wie der unerschütterliche Optimismus des 58-Jährigen. Einst war hier eine Müllkippe, die der Unternehmer vor 15 Jahren billig von der Kommune erwarb. Gegen den allgegenwärtigen Staub friedete er das Areal mit einer hohen Mauer ein und pflanzte 600 Bäume. Inzwischen grünt im Inneren ein Palmengarten mit ausladenden Wedeln, duftenden Blüten und breiten Flanierwegen. Eingebettet in die Natur liegt eine Freilichtbühne, ein Puppentheater für Kinder, ein Saalbau mit weißen Dachzinnen für Kino und Konzerte. Der schmale Wohntrakt mit Restaurant für die durchreisenden Künstler ist noch im Rohbau, der Parkplatz draußen ausgelegt für 1000 Autos.

Kultur, Theater, Filme und Konzerte – mit diesem Rezept will sich Rihda Labidi gegen Depression und Hoffnungslosigkeit in seiner Heimat Gafsa stemmen, der Kreisstadt mit 360 000 Einwohnern im Kern der Phosphatregion. Noch existiert der künftige Festivalkalender für Tunesiens Süden nur in seinem Kopf. Bill Clinton will er als Redner hierher holen, Steven Spielberg einladen, genauso wie die französischen Chansonsänger Michel Sardou und Enrico Macias. „Gafsa muss in aller Munde sein, muss eine Adresse werden, an der niemand mehr vorbeifährt“, sagt er. In zwölf Monaten ist sein privates Kulturzentrum fertig, seine persönliche Revolution und seine ganz besondere Rache an Diktator Ben Ali.

Vor 20 Jahren wurden er und sein Bruder vom Regime systematisch am Studium gehindert. Immer zur Examenszeit kam die Polizei und nahm die beiden fest. Mehrere Jahre ging das so, bis sie

Sechs Monate lang hielt der Diktator die 30 000 Einwohner der aufmüppigen Ortschaft Radayef mit 4000 Polizisten im Würgegriff

schließlich aufgaben. Doch sie schworen sich, möglichst viel Geld zu machen und später alles nachzuholen, was ihnen an Bildung und Kultur verwehrt wurde. Rihda Labidi wurde Bauunternehmer, ist heute einer der reichsten Männer in Gafsa. Zwischendurch leistete er sich ein Jahr Aleppo, als die Stadt noch ein kultureller Mittelpunkt in der arabischen Welt war, und studierte arabische Musik und Kalligraphie. „Ich bin Atheist“, sagt er und nippt an seinem dunkelgrünen Tee nach tunesischer Art. Und dann parliert er gekonnt über Sufismus, die verschiedenen islamischen Rechtsschulen sowie die kulturelle Verödung salafistischer Kreise. Gafsa hat historische Wurzeln. Die Stadt



Die Arbeitslosigkeit liegt in Gafsa bei 30 Prozent, die meisten Betroffenen sind junge Leute.

BILDER: KATHARINA EGLAU

## Warten auf den Frühling

Die Arbeiter im Phosphatbecken von Gafsa fühlen sich als Vorreiter der Revolution gegen den tunesischen Diktator Ben Ali. Doch seit dessen Sturz Anfang 2011 hat sich die Lage in den Minenstädten kaum verbessert

VON MARTIN GEHLEN



Gewerkschaftschef Adnane Hajji ist die wichtigste Säule des Minenörtchens Radayef. Links: In der Waschanlage wird das Phosphat für den Export gewaschen.

gibt es schon seit der Römerzeit, in der modernen Geschichte Tunesiens profilierte sie sich als Zentrum der Arbeiterbewegung. Salafisten und Muslimbrüder haben hier wenig zu melden. Sechs Stunden gen Süden dauert die Autofahrt von der Hauptstadt Tunis über rüttelige Landstraßen. Endlose Olivenhaine ziehen unterwegs vorbei. Später kommen Kakteenhecken, verschmutzt mit Abertausenden Plastiktüten. Das karge Hinterland von Gafsa in Richtung Sahara musste sogar schon als Afghanistan-Kulisse erhalten in einem Film über Osama bin Laden.

Wir sind die eigentliche Wiege der tunesischen Revolution, sagen die Bewohner. Im Januar 2008, drei Jahre vor dem Arabischen Frühling, begann in Gafsa der Aufstand gegen das allmächtige Regime in Tunis, lange bevor sich der Gemüsehändler Mohamed Bouazizi in Sidi Bouzid anzündete. Abgeschottet von der Weltöffentlichkeit gingen Tausende von Minenarbeitern gegen Ben Ali auf die Barrikaden – bis dahin die größte Protestbewegung in der tunesischen Geschichte. 34 Menschen kamen ums Leben. Sechs Monate lang hielt der Diktator die

30 000 Einwohner der besonders aufmüppigen Ortschaft Radayef mit 4000 Polizisten im Würgegriff. Alle öffentlichen Gebäude waren mit Sondereinheiten belegt. Praktisch vor jeder Haustür wurde rund um die Uhr ein Polizist postiert.

2000 Bewohner wurden festgenommen, die lokalen Streikführer

gejagt, verurteilt und ins Gefängnis geworfen. Doch genauso wie dem 120 Kilometer entfernten Sidi Bouzid, hat auch Gafsa und den anderen Minenorten die revolutionäre Vorreiterrolle bis heute nichts gebracht. Nach 21 Uhr traut sich niemand mehr auf die Straße. Die Nacht gehört Kriminellen und Waffenhändlern, die Kriegsgerät

aus Libyen über die nahe Grenze in Richtung Algerien und Mali verschieben. Tunesische Spediteure weigern sich, wegen der Raubkommandos entlang der Überlandstraßen ihre Lastwagen noch in den Süden zu schicken. Die Arbeitslosigkeit liegt inzwischen bei 30 Prozent, die meisten sind junge Leute, 40 000 mit nutzlosem Universitätsdiplom. „Viele sind total demoralisiert“, sagt Ghezla Mhemdi, die zu den Mitbegründerinnen des Vereins für arbeitslose Akademiker gehört. „Gafsa ist wie eine Falle, aus der man nicht mehr herauskommt.“

Denn längst gibt es auch an der Küste, wo zwei Drittel der Tunesier leben, keine Arbeit mehr. Hotels stehen leer oder sind geschlossen, die Tourismusbranche liegt am Boden. Die neu errungene Freiheit bleibe wertlos, wenn sie nicht mit sozialen und ökonomischen Verbesserungen einhergehe, warnte kürzlich Tunesiens Präsident Moncef Marzouki. Anderenfalls werde Tunesien früher oder später wieder in eine Diktatur zurückfallen. „Auch die 20 Prozent Armen brauchen eine Perspektive“, erklärte das erste demokratisch gewählte Staatsoberhaupt des

Landes. Doch wie das gelingen kann, weiß niemand. Marzouki hat die jahrzehntlang vernachlässigte Minenregion bisher nicht besucht, das hat er mit seinem diktatorischen Vorfahren Ben Ali gemeinsam.

Der ließ sich in 24 Jahren ein einziges Mal blicken, obwohl die 5000 Minenarbeiter Jahr für Jahr 400 bis 500 Millionen Euro zum Staatsetat beisteuerten. Der Reichtum aus dem Landesinneren aber wurde in die Küstenregionen investiert oder verprasst. Für die Menschen im Phosphatbecken fielen nur roh geziegelte Häuschen mit Wellblechdächern oder unverputzte Betonschachteln ab. Die Straßen sind löchrig und ungeeignet. Das Trinkwasser schmeckt salzig und seifig. Die hohe Zahl der Krebstoten ist bis heute ein Tabu. Nach wie vor wollen Ärzte und Apotheker ihre Namen nicht nennen, wenn sie über Plagen wie Krebs, Asthma und Hautallergien

Es gibt keinen Bürgermeister und keinen Stadtrat mehr – man könnte das auch Anarchie nennen

Hassen bin Abdullah

reden. Ehepaare sind unfruchtbar. Und bei allen, egal ob Jung oder Alt, bildet sich ein rätselhafter brauner Streifen quer über die Zähne.

„Außer Krankheiten hat uns das Phosphat nichts gebracht“, sagt Hassen bin Abdullah. 2008 einer der Drahtzieher des Aufstands, seit neun Jahren arbeitslos, vertreibt er sich die Zeit am liebsten im Café Zentrum mit Blick auf das alte, verblichen-grüne Modell einer Diesellok mit vier Phosphatwaggons.

Zwei Jahre lang war der studierte Arabisch-Linguist vor den Häusern Ben Alis auf der Flucht, unter dem Arm trägt er einige Exemplare der Zeitung „Stimme des Volkes“ des linken Volksfrontbündnisses. „Seit der Revolution verwalten wir uns selbst“, sagt der 37-Jährige. „Es gibt keinen Bürgermeister und keinen Stadtrat mehr – man könnte das auch Anarchie nennen.“ Die Polizei zeige sich nicht mehr, verschanze sich in ihren Büros und mache nur noch Papierkram. Und so ist die wichtigste Säule des Ortes jetzt Gewerkschaftschef Adnane Hajji, dessen dröhnende Stimme und breite Pranken natürliche Autorität ausstrahlen. Er hat schon viel erlebt, saß nach dem Minenstreik 16 Monate im Gefängnis, wurde geschlagen und gefoltert. „Doch so etwas wie jetzt, das hat es noch nie gegeben“, sagt er.

Den Versammlungsraum in dem Gewerkschaftsbau gegenüber dem Gemüsemarkt zierte ein kitschiges Ölbild mit Arbeiterhänden und gesprengten Ketten. Es riecht nach kaltem Rauch.

Zwei Dutzend abgewetzte Stühle reihen sich entlang der Wände, darüber hängen verblichene Porträts früherer Vorsitzender des UGTT, wie der tunesische Dachverband der Gewerkschaften heißt. „Wir haben keinerlei Kontakt mehr zu der Regierung in Tunis“, erklärt der 55-Jährige, der lange als Grundschullehrer gearbeitet hat. „Wir haben jetzt mehr Freiheit, alles andere aber wird schlimmer und schlimmer.“

Er und seine Mitstreiter fordern, künftig sollten 20 Prozent der Phosphatträge in der Minenregion bleiben und den Bewohnern zufließen – nach ihrer Kalkulation mindestens 80 Millionen Euro im Jahr. Doch niemand in der Hauptstadt will davon etwas hören, auch nicht Präsident Marzouki. „Alles ist blockiert“, sagt Adnane Hajji und zuckt mit den Achseln. „Wenn nicht bald etwas geschieht, wird alles erneut explodieren.“

### Tunesien und die Revolution

Zine el-Abidine Ben Ali war von 1987 bis 2011 Präsident in Tunesien. Auslöser für die tunesische Jasmin-Revolution und den Sturz des Präsidenten war der Tod des Gemüsehändlers Mohammed Bouazizi, der sich im Dezember



Im Oktober 2011 gewann die Bewegung Ennahda (Wiedergeburt) um Rachid Ghannouchi die Parlamentswahlen. Im Dezember 2011 wurde Moncef Marzouki als erster demokratisch gewählter Regierungspräsident Tunesiens vereidigt. (ksta)